

dann möglich, dass sich zwei Frauen, die beiden Freundinnen aus den „Mittwochsmologen“ (Bernold/Gehmacher), über intime Dinge im Medium des Briefes austauschen, die sie sich in der mündlichen Kommunikation von Angesicht zu Angesicht womöglich nicht auszusprechen trauten. Insofern lassen sich im Brief Phänomene diskursiv machen, die zuvor stumm geblieben sind.

Aber deshalb muss man nicht einem totalisierenden Medialismus verfallen. Ob etwa die Geschichte des Briefes – im Sinne einer Eigenläufigkeit des Mediums – als eine Geschichte zunehmender Individualisierung und Demokratisierung zu verstehen ist, wie das Niklas Luhmann<sup>3</sup> für den Liebesbrief und wie das Rebecca Earle im Anschluss an Lawrence Stone<sup>4</sup> getan hat, lässt sich nicht eindeutig beantworten. Vermutlich – und das scheint mir eine große Leistung einer spezifisch historiographisch-empirischen Forschung zu sein – müssen wir uns auch hier von den *grands recits* verabschieden.

Der Brief ist von sozialer Schichtung ebenso abhängig wie von historischen Umständen. Krieg, Exil, Auswanderung scheinen – auch das ein Fazit des vorliegenden Forschungsbandes – Situationen, die zunächst einmal einem geschlechterpolitischen Wandel nicht entgegenkommen. Zu stark ist der Druck der Ausnahmesituation oder die Bedeutung des jeweiligen Projektes, die das Hintanhalten und das Zurücktreten der jeweils eigenen Interessen zu gebieten scheint. Wenn dabei dennoch Differenzierung und individueller Eigensinn zum Vorschein kommen, dann gegen die eigentliche Intention des Briefes, der das Unmögliche will: Nähe und Konstanz zu gewährleisten, wo alles in Bewegung und auseinander geraten ist.

Wolfgang Müller-Funk, Wien

Johanna Gehmacher u. Maria Mesner Hg., **Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen/Perspektiven**. Innsbruck: Studienverlag 2003, 240 S., EUR 24,00, ISBN 3-706-51926-7.

„I'm a woman, so what?“ So verabschiedet sich Andrea Griesebner in der Textsammlung *Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen/Perspektiven* von den Identitätspolitiken, die um die Kategorie Geschlecht kreisen. Was hat dieser Abschied mit der Radfahrerin aus dem 19. Jahrhundert zu tun, die das Titelbild ziert? Ihre Position und diejenige ihrer Fahrrad fahrenden Kollegin stehen für eine bewegte und bewegende Frauen- und Geschlechtergeschichte, wie die Herausgeberinnen, Johanna Gehmacher und Maria Mesner, schreiben. Wie ein roter Faden zieht sich das Bild der Radfahrerin durch diesen Reader und verdeutlicht: Die Arrangements der Geschlechter bewegen sich doch. Das Gebiet der Frauen- und Geschlechtergeschichte wird dabei in einen historiographischen, einen theoretisch-methodischen, und in einen empirischen Block unterteilt, um aus österreichischer Perspektive einige grundsätzliche Debatten des 19. und 20. Jahrhun-

3 Vgl. Niklas Luhmann, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt a. M. 1992.

4 Vgl. Lawrence Stone, *The Family, Sex and Marriage in England, 1500–1800*, New York 1977.

derts zu beleuchten. Kritisch gegenüber der herkömmlichen Geschichtswissenschaft zeigen die Beiträge des Bandes, wie sich die Frauen- zu einer Geschlechtergeschichte entwickelt hat. Ziel ist nicht das Ziehen eng gesteckter disziplinärer Grenzen, sondern das Einbeziehen des größtmöglichen inhaltlichen Angebots, der Frauen-, Männer-, Queer-, Geschlechtergeschichte und Geschlechterverhältnisse. Diese Perspektiven tragen zu einer noch radikaleren Kritik der Geschlechterordnung bei, als mit ihnen die vorbehaltlose Relevanzsetzung der Kategorie Geschlecht reflektiert und der Blick auf die Verschränkungen von Geschlecht mit anderen Kategorien sozialer Differenz erst eröffnet werden kann. Damit setzen sich die Herausgeberinnen vor allem eines zum Ziel: der Vielfalt der geschlechtergeschichtlichen Zugänge Raum zu geben. Besonders treffend drückt dies der Titel zu Gabriella Hauchs Beitrag zur historischen Frauenforschung aus: „Wir, die viele Geschichten haben.“ Das kollektive ‚Wir‘ bezieht sich nicht auf die biologische Wesenheit aller Frauen, sondern auf ihre Gemeinsamkeit, Geschichten zu haben. Auch Anna Schober gibt in ihrem Beitrag über feministische Interventionen zu bedenken, dass „Geschichte (ist) immer eine plurale Geschichte ist, die stets in Bewegung und von großen zeitlichen und regionalen ‚Ungleichzeitigkeiten‘ (Ernst Bloch) gekennzeichnet ist“. Im Bewusstsein dieser ‚Ungleichzeitigkeiten‘ werden in diesem Band spezifische Orte der Frauen- und Geschlechtergeschichte benannt.

Im Beitrag über „Geschlecht als soziale und analytische Kategorie“ stellt Andrea Griesebner die theoretische Ausdifferenzierung der Geschlechterforschung der letzten dreißig Jahre dar, um in Anschluss an Gadi Algazi für ein Verständnis von Kultur als „System produktiver Optionen“ zu plädieren. Griesebner konzeptualisiert damit Geschlecht als analytische Kategorie und richtet den Blick auf die Machtverhältnisse in der Herstellung und Rezeption kultureller Produkte.

Während Griesebner die theoretischen Orte der Geschlechterdebatte beleuchtet, orientiert sich Gabriella Hauch an den Slogans der Neuen Frauenbewegung der 1960er- und 1970er-Jahre, um die Entstehungsbedingungen der historischen Frauen- und Geschlechtergeschichte zu kontextualisieren und ihre heutige Institutionalisierung in der ‚Wissenschaft‘ kritisch zu kommentieren. Genau dies ist der Gegenstand einer feministischen Epistemologie, deren historische Entwicklung von Mona Singer aufgerollt wird. Singer zeigt, weshalb feministische Standpunkttheorien – die Überzeugung, dass eine parteilich-feministische Perspektive objektiveres Wissen produziere – nicht haltbar sind. Laut Singer ist jegliches Wissen standortgebunden, und die ‚Wissenschaft‘ als Ensemble produktiver Praktiken und wissenschaftlicher „Tatsachen“ zu begreifen. Erst diese Betrachtungsweise ermögliche einer herrschaftskritischen Frauen- und Geschlechterforschung, in diese „Tatsachen“ einzugreifen und sie damit zu verändern: „Wenn etwas nicht immer so war, wie es wie in Zement gegossen heute erscheint, dann war es nicht nur einmal anders, sondern kann auch anders werden,“ merkt die Autorin an. In diesem Sinne verneinen auch Eva Blimlinger und Ela Hornung die Frage, ob es *eine* feministische Methode gäbe. Ihr Beitrag zur feministischen historischen Methodendiskussion zwischen 1960 und 2000 geht auf die methodischen Zugänge in der Frauen- und Geschlechterforschung und die Debatten, die in feministischen Zirkeln darüber geführt wurden, ein. Die Autorinnen treten für einen „erfinderischen“ Umgang mit Methoden ein, der sich von den Forschungsinteressen leiten lässt.

Beruhend auf einem Verständnis methodischer Ungebundenheit und standortgebundener Wissenschaft beleuchten die folgenden Beiträge dann juristische, politische und ökonomische Diskurse aus einer Geschlechterperspektive. So gibt Elisabeth Holzleithners Beitrag, „Gleichheit – Ungleichheit – Differenz. Rechtliche Fragen der Geschlechterfrage in geschichtlicher Perspektive“ Aufschluss über die Geschlechterlogik juristischer Diskurse. An umstrittenen Quotenregelungen zeigt Holzleithner auf, welche Rolle dem Recht in der Herstellung von (Un)Gleichheit in den Geschlechterverhältnissen zukommt. Birgitta Bader-Zaar und Johanna Gehmachers geschlechtergeschichtliche Analyse des Politischen widmet sich zwei Themenfeldern: Wahlrechtsdiskursen um 1900 und den vielfältigen Verbindungen von Nation und Geschlecht in ihrem Entstehungszusammenhang. Die Autorinnen zeigen auf, wie Allegorien der weiblichen Nation mit der „realen Ausgrenzung von Frauen aus politischen Handlungsräumen“ zusammenhängen. Andrea Ellmeier thematisiert Geschlechterhierarchien in ökonomischen Diskursen. Sie rekonstruiert die Geschichte der geschlechtsspezifischen Trennung von bezahlter und unbezahlter Arbeit als Master-Narrativ des Frauenausschlusses, um in einem zweiten Teil das Themenfeld „Konsum, Konsumentinnen und Konsumenten“ für die Geschlechtergeschichte zu entdecken.

Die Beiträge im letzten Teil des Readers sind maßgeblich von postkolonialen und *queeren* Theorien geprägt. An konkreten empirischen Beispielen wird die Position von Geschlecht in Bezug zu anderen Kategorien sozialer Differenz betrachtet und ihre Verschränkungen diskutiert. Brigitte Kosseks feministische postkoloniale Analyse macht neuere Ansätze der *Queer Theorie* und der kritischen Rassismustheorie fruchtbar, um die Überschneidungen von rassistischen Normierungen und Geschlechternormierungen zu analysieren. Der „sexuierte“ und „rassierte“ Blick unterliegt laut Kossek einer „Politik des Visuellen“, die entscheidet, was gesehen und ausgeblendet, was ein- und was ausgeschlossen, wie hierarchisiert und taxiert wird. Eine ähnliche Position vertritt Anna Schober, die fragt, wer auf wen oder was mit welchen Implikationen schauen kann und auf welche Weise Personen, Orte und Dinge in die Räume der Repräsentation eingehen? Schober versteht Repräsentation in Anschluss an Griselda Pollock als Blickverhältnisse und Orte der Transaktion zwischen Subjekten und Gruppen. In einem Spannungsfeld zwischen Ermächtigung und gleichzeitiger Festschreibung verleihen Repräsentationen Sichtbarkeit, fungieren aber auch als Medium der Überwachung, Kontrolle und Vermarktung von Weiblichkeit. An zwei Beispielen feministischer Interventionen des 20. Jahrhunderts macht die Autorin deutlich, wie unterschiedlich diese den sozialen Raum politisieren können.

Franz X. Eder stellt in seiner Historisierung des Geschlechtslebens fest, dass in den letzten dreißig Jahren *die* Sexualität von Sexualitäten abgelöst wurde. Für die Geschichte der Konstruktion von Sexualitäten war Michel Foucaults radikale Historisierung der Sexualität und Infragestellung der Repressionsthese grundlegend. Er konstatierte eine Allgegenwärtigkeit von Sexualität in modernen westlichen Gesellschaften und wies auf die zentrale Bedeutung des ‚richtigen Sexes‘ in der Subjektwerdung hin. Eder zeigt auf, wie nachhaltig die Normen der Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität die bürgerliche Geschlechter- und Gesellschaftsordnung prägten. *Queer Theorien* stellten solche heteronormativen Selbstverständlichkeiten – beispielsweise eine Geschlechtsidentität zu haben

– grundsätzlich in Frage. Auch der Beitrag von Maria Mesner und Verena Pawlowsky macht Foucaults Konzepte fruchtbar. Sie beziehen sich auf Foucaults Verständnis von Biomacht, um den Verknüpfungen von Bevölkerungs- und Geschlechtskörper am Beispiel staatlicher Einflussnahme auf die Fortpflanzung und private Lebensführung in Österreich nachzugehen. Die Geschichte des Wiener Gebärd- und Findelhauses veranschaulicht die Funktions- und Wirkungsweise der Eingriffe des „Vaters Staat“ auf ledige Mütter. Sollten diese Institution im späten 18. Jahrhundert ledige Mütter vor gesellschaftlicher Schande schützen, diente sie hundert Jahre später dazu, die Kinder vor ihren armen Müttern zu schützen.

Die Vielfalt der Positionen und Perspektiven ist die Stärke dieser einführenden Textsammlung: Sie eröffnet den LeserInnen das weite Feld der Frauen- und Geschlechtergeschichte und verleiht einen Überblick über die sozialen und publizistischen Orte derzeitiger Geschlechterdebatten. Orientieren können sich die LeserInnen auch an den umfangreichen Literaturangaben am Ende der jeweiligen Beiträge, und an Margareth Lanzingers Zusammenstellung feministischer Zeitschriften, Tagungen und Internetangeboten. Diese Zusammenstellung bekräftigt den Anspruch der Netzwerke der Frauen- und Geschlechtergeschichte offen, transparent und in Bewegung zu bleiben. Das Fahrradfahren ist für Frauen längst selbstverständlich geworden, doch neue Spielräume gilt es allemal zu erschließen. Die Geschlechterarrangements bleiben in Bewegung.

*Dominique Grisard, Basel*

Christof Dejung u. Regula Stämpfli Hg., **Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918–1945**. Zürich: Chronos Verlag 2003, 252 S., 7 Abb., EUR 24,90, ISBN 3-034-00573-3.

Kriege und Besetzungssituationen beeinflussen und verändern traditionelle Geschlechterverhältnisse. Dies haben zahlreiche internationale Forschungen der letzten Jahre belegt. Die Armee als männliche Bastion erhält in Kriegszeiten eine übergeordnete Wichtigkeit. Während Männer als Soldaten an der Front für Staat und Heimat kämpfen, halten Frauen an eben diesem Ort, der „Heimatfront“, die Stellung. Dass Verantwortlichkeiten, berufliche Positionen, Arbeitsplätze, die außerhalb der kriegerischen Auseinandersetzung Männern zugeordnet waren, von Frauen besetzt werden mussten, erweiterte zum Teil die Handlungsspielräume von Frauen. Nicht zuletzt die kriegsbedingt grundlegend unterschiedlichen Erlebnishorizonte von Männern und Frauen hatten nachhaltige Folgen für die Geschlechterverhältnisse in einer zivilen Nachkriegs-Gesellschaft. Diese kursorisch zusammengefassten Ergebnisse der internationalen Frauen- und Geschlechterforschung der letzten Jahre versucht der vorliegende Band für den „Sonderfall Schweiz“ zu überprüfen. Die Schweiz war seit 1847 nicht mehr in kriegerische Auseinandersetzungen involviert und somit weder im Ersten noch im Zweiten Weltkrieg am Kriegsgeschehen beteiligt. Mit der in den 1990er-Jahren beginnenden Debatte um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg wurden auch Forderungen nach der Einbeziehung der Kategorie Ge-